

Chancen für Neues

Wie Quechua-Kinder und Jugendliche aus Stadt und Land in Bolivien die Coronavirus-Pandemie erleben



Foto: Jhonny Herbas (PUSISUYU)

Die Coronavirus-Pandemie hat auch Bolivien fest im Griff. Obwohl es bisher vergleichsweise wenige bestätigte Fälle gibt, was aber an fehlenden Testkapazitäten liegen kann, haben sich Unsicherheit und Angst breit gemacht und werden durch die von der Regierung verordnete Quarantäne noch verstärkt. Der folgende Text, der am 16. Tag der Quarantäne im bolivianischen Cochabamba geschrieben wurde, basiert auf Interviews mit Quechua-Kindern und -Jugendlichen aus den ländlichen Gemeinden im Norden von Potosí und in der Stadt Cochabamba und zeigt, wie sie die Situation erleben.

VON FERNANDO ANTEZANA/PUSISUYU*

Ehrlich gesagt sind wir wenig informiert“, hört man insbesondere von den Jugendlichen aus den Landgemeinden. „Die Direktorin unserer Schule hat uns allgemeine Informationen über die Krankheit gegeben und uns geraten, eine Alkohollösung zu verwenden, um die Hände sauber zu halten und eine Ansteckung zu verhindern.“ Ihre Informationen holen sie sich aus den sozialen Netzen, vor allem WhatsApp und Facebook, die „viele Informationen haben“.

Manche Landbewohner*innen im Norden von Potosí meinen, dass es Covid-19 vielleicht gar nicht gibt. „Vielleicht ist es eine Falschmeldung oder eine Erfindung, um die für den 3. Mai vorgesehenen Wahlen verschieben zu können. Der (Arturo) Murillo (Innenminister) und die Jeanine (Añez, Präsidentin) machen nur Wahlkampf.“ Und die evangelikalen Sekten würden während des Gottesdienstes darum bitten, nicht nur zu beten, „sondern auch auf uns aufzupassen, die Hände zu waschen, Mundschutz zu tragen ... aber hier auf dem Land kann man die gar nicht kaufen“.

„Ich glaube schon“, meinen die Jugendlichen, „dass das Virus uns etwas anhaben kann. Aber die Erwachsenen meinen, dass es denen, die Alkohol trinken, keinen Schaden zufügt.“

Um eine massive Ansteckung zu verhindern, wurden landesweit in Bolivien seit der zweiten Märzwoche die Schulen geschlossen. In den abgelegenen Dörfern scheint das die einzige Veränderung des Alltags zu sein. „Die Leute gehen weiter ihren Aktivitäten nach. Allein die sind beeinträchtigt, die nicht mehr zum Unterricht gehen. Denn irgendwas lernt man dort doch immer.“

Der positive Effekt ist, dass die Kinder, anders als in früheren Jahren, jetzt die Eltern bei der Ernte begleiten können. Den größten Teil des Tages verbringen sie nun auf dem Acker, bei der Kartoffelernte und bei der Vorbereitung der Böden für die neue Aussaat. Und dort ist die Ansteckungsgefahr gering.

Bei Jugendlichen aus der Stadt klingt das anders: „Die Situation hat mein seelisches Wohlergehen beeinträchtigt. Ich fühle mich

permanent unsicher in Bezug auf das, was nicht nur auf mich und meine Familie, sondern auch auf die Menschen zukommen mag, die nicht so gute Voraussetzungen haben, die Krise zu überstehen.“ Sorgen macht die Gesundheit der Großeltern, aber auch fehlendes Problembewusstsein im Umfeld, wodurch die Familien Gesundheitsrisiken ausgesetzt werden. „Als Schüler ist auch das Lernen beeinträchtigt, dem ich sonst die meiste Zeit gewidmet habe. Jetzt werde ich nervös. Was soll ich tun?“ In der Stadt beschäftigen sich die Kinder und Jugendlichen vor allem mit ihrem Handy, spielen Videospiele oder schauen Filme an.

Die Lebensmittelversorgung ist auf dem Land einfacher. Die Familien versorgen sich traditionell weitgehend selbst, zumal in der Erntesaison: „Da gerade Kartoffelernte ist, sind wir den ganzen Tag auf den Äckern. Mittags gibt es *Wathia* (im Erdofen gebackene Kartoffeln und einige Hülsenfrüchte). Das Obst kommt von unseren Pfirsich- und Kakteenpflanzungen in den Tälern.“ Es gibt zwar mit Gas betriebene Herde, aber in der jetzigen Situation kann man auf dem Land auch wieder auf Feuerholz zurückgreifen. „Und das Brot backen wir in unseren Lehmöfen.“

In der Stadt, wo man von den Märkten und Geschäften abhängt, ist das komplizierter: „Die, die das Privileg haben, dass die Mutter eine Anstellung hat und die Speisekammer gefüllt ist, können die Krise einfacher überstehen. Aber das gilt nicht für alle Familien. Man kann jetzt auch nicht jeden Tag einkaufen gehen.“ Das gilt auch für die Medikamente: „Wegen der zeitlichen Beschränkungen muss man selbst in den Apotheken inzwischen Schlange stehen.“ Der Zugang zu Gesundheitseinrichtungen ist auf dem Land jedoch schwieriger. Die Gesundheitsposten in Jankharachi und Iturata können aber nur einfache Erkrankungen heilen. Es gibt einen Arzt und zwei Krankenschwestern. Auf dem Land hat man aber auch Zugriff auf Heilpflanzen. „Unsere Großeltern wissen am besten, wie man sie anwendet. Die können wir fragen.“ Und wenn sonst etwas benötigt wird, was einem selbst fehlt, kann man die Nachbarn fragen. Die Gehöfte liegen zwar verstreut, so dass jede Familie recht unabhängig lebt, manchmal sind es nicht mehr als drei Häuser, die zusammenstehen. Das verringert die Infektionsgefahr. Aber alle zusammen bilden die kleinbäuerliche Gemeinde.

Die Kinder haben keine Probleme mit der aktuellen Situation. Nur die Jugendlichen vermissen die Reisen in die Stadt: „Wir kommen nicht mehr raus aus dem Dorf“. Aber selbst wenn, gäbe es in der Stadt gar keine Arbeit, der Hauptgrund der temporären Migration.

In der Stadt könne es zu besonderen Belastungen für die Kinder kommen, weil Schule und andere soziale Aktivitäten außer Haus gestrichen sind: „Sie sind nicht gewohnt, den ganzen Tag und viele Tage hintereinander zu Hause zu sein.“ Kinder bräuchten Bewegung, das Spielen auf der Straße oder Sport im Viertel. „Das Hauptproblem ist, dass wir nicht mit unseren Freunden zusammensein können. Bei uns im Viertel gibt es viele Parks, wo man früher nachmittags immer viele Kinder getroffen hat.“ Die Quarantäne auf engem Raum kann das Zusammenleben der Familie beeinträchtigen, vor allem wo es ohnehin schon Konflikte gab.

Und während die Kinder, die ihre Eltern auf dem Land auf die Felder begleiten, von diesen landwirtschaftliche Fertigkeiten lernen, ist die Situation in der Stadt anders: „Ich habe Puzzle gelegt, gemalt, Handarbeiten gemacht, gekocht, mit den Haustieren gespielt und gelesen, um meinen Kopf in Bewegung zu halten. In Zeiten der Unsicherheit ist es wichtig, sich abzulenken. Ich ver-

suche aber trotzdem auch, meine Hausaufgaben fertig zu machen und mich auf die Rückkehr in die Schule vorzubereiten.“ Andere beschäftigen sich mit TV-Serien, Videospielen, Online-Gruppengesprächen.

In der ärmeren randstädtischen Südzone von Cochabamba kommen noch andere Aufgaben dazu: „Wäschewaschen, kochen, putzen, stricken und mit den Tieren und den kleineren Geschwistern spielen. Die Jugendlichen spielen mit ihrem Handy.“ Aber es gibt auch mehr Aktivitäten zusammen mit den Eltern als im reichen Norden der Stadt.

Wäre die Quarantäne nicht so unvermittelt gekommen, hätten die Kinder ihre Ausbildung auch besser fortführen können: „Üblicherweise dürfen die Kinder die Bücher nicht mit nach Hause nehmen. Und auch in dieser Notsituation haben es die Lehrpersonen versäumt, den Kindern die Bücher mitzugeben. So können sie sie jetzt auch nicht lesen.“

Aus all den genannten Gründen leben die Mädchen und Jungen auf dem Land dieser Tage während der Quarantäne relativ sicher. Das könnte sich allerdings ändern, sobald Migranten in das Dorf zurückkommen und die Gefahr von Ansteckungen erhöhen. Jedenfalls wenn die dafür vorgesehenen Sicherheitsabläufe nicht angewendet werden: „Sieben oder acht Jugendliche hier aus der Gemeinde sind in den Chapare zum Arbeiten gegangen“. Es sei erwähnt, dass die erste nichtimportierte Infizierung mit dem Coronavirus in der Region in Santiviñez stattgefunden hat, einem Munizip, durch das die Straße von Cochabamba in den Norden von Potosí führt. „Ich würde vorschlagen, dass die staatlichen Stellen alle Leute untersuchen und diejenigen an einem entfernten Ort isolieren, die die Krankheit haben. Und dass alle Flughäfen geschlossen bleiben. Dann müsste die Mehrheit der Bevölkerung nicht so sehr unter der Ausgangssperre leiden.“ Das städtische Leben hat sich zweifellos verändert. Der unsichtbare Feind hat die öffentlichen Plätze in Beschlag genommen. Und nicht nur der ältere Teil der Bevölkerung hat Angst. Und obwohl es einige solidarische Aktionen für die Versorgung mit Lebensmitteln gibt, kämpfen die Familien weitgehend isoliert für ihr Überleben. Das wird in den Supermärkten besonders deutlich.

Kinder und Jugendliche schlagen deshalb vor, vielleicht über das Internet oder das Fernsehen „Praktiken des *Buen Vivir*, des harmonischen Zusammenlebens, in der Familie zu verbreiten, damit sie ruhig und ohne größere Sorgen zusammen zu Hause bleiben können. Auch dafür zu sensibilisieren, dass ihr eigenes Verhalten auch Auswirkungen auf andere hat, um sich alle zusammen zu schützen.“ – „Die Eltern sollten Informationen bekommen, wie sie die Ruhe bewahren und einen guten Umgang pflegen können. Dass sie die Zeit nutzen, um mehr mit ihren Kindern zu interagieren und damit auch Gewalt vorbeugen. Auch sollten Notteléfono geschaffen werden, damit Eltern wie Jugendliche psychologischen Rat bekommen können.“ Und zur Vorbeugung von Krankheiten sollten Informationsschriften und Faltblätter verteilt werden, die auf die jeweilige lokale Situation angepasst seien, auch über das Wissen der Großeltern zur Wirkung von Heilpflanzen.

Wir können also sagen, dass städtische und ländliche Gemeinden die Gesundheitskrise jeweils in ihrer eigenen Form erleben. Gewiss gibt es nicht viele Hinweise darauf, dass die Gewissheiten der modernen Gesellschaften infrage gestellt wären und diese sich verändern würden. Aber es gibt Hoffnung, dass wir Teil der Entstehung von etwas Neuem sind, was durch die Corona-Krise befördert wird. ■